

Zu dem Hof gehören noch eine große Fahrzeug-Unterfahrt und eine Scheune, die einen für die Hausforschung besonders wertvollen Dachstuhl besitzt. Auch diese Nebengebäude will Wolf Mändl später restaurieren lassen und einer zeitgemäßen Nutzung zuführen.

Beim Wohnhaus müssen zunächst eine Reihe von neueren „Zutaten“ entfernt werden. So ist zum Beispiel das Obergeschoß mit Heraklith-Platten vernagelt; man hat damit einesteiis verschämt das alte Fachwerk versteckt und war andererseits der irrigen Meinung, mit diesen Platten das alte Riegelfach zu schützen. Erst wenn solche und andere falsche Sicherungsmaßnahmen verschwunden sind, wird die wahre Gestalt dieses in seinen Proportionen und Materialien schönen Hauses wieder zur Geltung kommen.

Die Restaurierung des Nentschauer Hofes ist ein gutes Beispiel dafür, wie durch private Initiative in Verbindung mit Idealismus viel für die Erhaltung alter heimischer Bauweise getan werden kann. Die denkmalpflegerische Tat Wolf Mändls und seiner Frau beweist, daß alte Bauernhöfe nicht der Spitzhacke zum Opfer fallen müssen. Jedes alte Bauernhaus, das erhalten werden kann, ist ein Gewinn für unsere schöne Heimat.

(Zeichnungen vom Verfasser)

Anschrift: Karl Bedal, Zeppelinstraße 6, 8670 Hof/Saale

Wilhelm Staudacher

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung



Mundartdichtung — dieses Wort provoziert Emotionales. Bei den einen löst es mitleidiges Lächeln aus, reizt es zu Ironie und Sarkasmus oder rundweg zu Ablehnung. Bei den anderen fördert es Heimatbewußtsein, Selbstwertgefühl, verbunden mit einer nach außen gekehrten Hochstimmung.

Mundartdichtung — ein Wort, das Widersprüche erzeugt und Fronten schafft, die im Schriftdeutschen bei der gedanklichen Verbindung von Sprache und Dichtung undenkbar sind.

Aber das ist nichts Neues. Die Neigung zur Schwarzweißmalerei hat, wenn es um Mundartdichtung geht, Geschichte. Es scheint so, als habe man sich stets nur für oder

Unsere Bundeszeitschrift „Frankenland“ soll nach dem Willen der Bundesleitung und der Schriftleitung über den fränkischen Raum in seiner ganzen Vielfalt informieren. Gerade um der Vielfalt willen werden kürzere Beiträge und Aufsätze, welche die Zeitschrift abwechslungsreich gestalten, bevorzugt. Nun sind aber in der letzten Zeit bei der Schriftleitung mehrere Abhandlungen eingegangen, die über den üblichen Umfang hinausgehen, die aber wegen der Bedeutung ihres Inhalts doch gebracht werden sollen. Es werden daher in der nächsten Zeit mehrere solcher Abhandlungen in Fortsetzungen erscheinen müssen. Unberührt davon bleibt der Wunsch, in der Regel Beiträge zu bringen, die in einem Heft Raum finden.

gegen Mundartdichtung aussprechen können. Und das Engagement dafür oder dagegen hatte stets vielerlei Motive. Daran hat sich bis in unsere Tage nicht viel geändert.

Die Mundartdichtung litt seither unter solchen Konfrontationen, und sie leidet fortwährend noch immer daran.

Ursächlich dafür sind einige Gemeinplätze, die Theoretiker für die Mundartdichtung gesetzt und mit denen sie die Möglichkeiten der Mundartdichtung als besonderer Dichtungsgattung eingeschränkt haben. Bezeichnenderweise waren es die Mundartdichter meist selbst, die solche Theorien formulierten. Zur Charakterisierung der Mundartdichtung zählten Topoi wie „die Mundart als unverfälschter Urquell der Sprache“, „Echtheit der Mundart“, „lokale Einengung des Stoffes“, „Ernsthaftigkeit“, dazu auch die Forderung nach Erinnerung an Vergangenes und nach Bewahrung des Gewesenen. Diese ideologische Fracht führte zwangsläufig zu der Folgerung, Mundartdichtung müsse „nach Anspruch und Funktion als der Romantik verhaftete Bukolik des modernen gebildeten Menschen gedeutet werden“.

So jedenfalls das Ergebnis einer ausführlichen Untersuchung von Monika Jaeger im Jahre 1964 zum Thema „Theorien der Mundartdichtung“.

Hinzu kommt die häufig anzutreffende Gleichbewertung von Mundart und Mundartdichtung mit Provinzialismus und von dorthier die Qualifikation der Dichtung in Mundart als Ausdruck des provinziellen Bewußtseins.

Und hinzu kommt auch die Verulkung der Mundart in Lederhosen- und Waterkant-Volksstücken in der Art des Komödienstadts und des Ohnsorg-Theaters, die gerade durch ihre große Publikumswirksamkeit die Klischeevorstellungen vom tumben und einfältigen Mundartsprecher fördern.

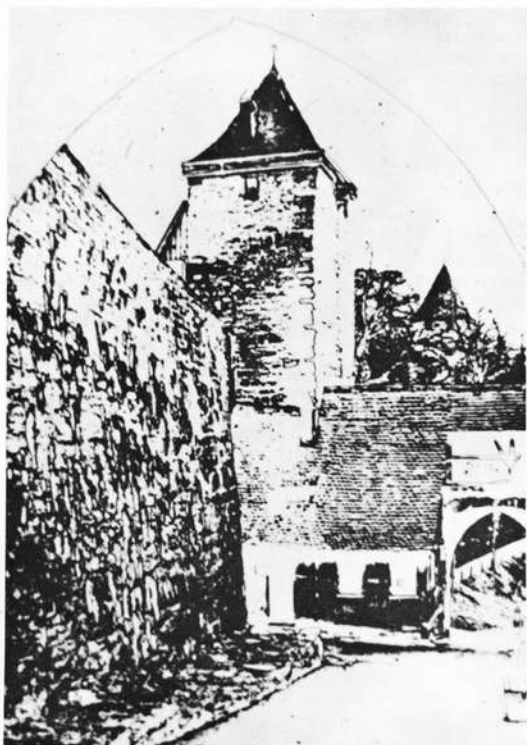
Die Anhäufung einengender und negativer Beurteilungskriterien für die Mundart und für die Mundartdichtung kann beinahe nicht umfangreicher gedacht werden als sie in Wirklichkeit vollzogen wurde und nachhaltig noch immer zu beobachten ist.

Und dieses alles, obwohl jedem, der sich mit Mundart befaßt, bei nur geringer Mühe des Nachdenkens einleuchten muß, daß die Mundart ein Teil dessen ist, was unsere Sprache und damit unsere Kultur ausmacht. Diese Tatsache kann nicht mit der Behauptung abgetan werden, die Mundart stehe der hochsprachlichen Entwicklung im Wege und vermehre die Lernbehinderungen um ein störendes sprachliches Relikt. Tatsache ist, daß die Mundart die primäre Sprachwirklichkeit breiter Schichten des Volkes ist. Und Tatsache ist auch, daß die Zweisprachigkeit, nämlich die Fähigkeit, sich einerseits in Mundart und andererseits in der Schriftsprache ausdrücken zu können, eine kulturelle Bereicherung mit sich bringt, die auch von jenen Bildungstheoretikern nicht gezeugnet werden kann, denen die Schriftsprache als einziges erstrebenswertes sprachliches Bildungsziel vorschwebt. Es stellt sich die legitime Frage, ob die Forderung nach schriftsprachlicher Bildung das Verlangen nach Abschaffung der Mundart mit einbeziehen darf oder ob nicht stattdessen die Förderung der schriftsprachlichen Bildung neben der Förderung mundartlicher Ausdrucksmöglichkeiten als das erstrebenswertere Ziel anzusehen ist.

Wenn aber schon die Mundart ein Teil der Sprachkultur ist, erscheint es müßig zu fragen, ob es sich dabei um gehobene oder niedere Sorachkultur handelt, ob sich darin alles oder nicht alles ausdrücken läßt, überhaupt, ob Dichtung in Mundart legitim ist. Denn Dichtung ist in jeder lebendigen Sprache möglich. Entscheidend sind nur die Kriterien, und diese können für mundartliche Dichtung kaum andere sein als für die Dichtung in der Schriftsprache.

Insofern können und dürfen auch die nicht weiterentwickelten späromantischen Auffassungen von den Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung die zeitgenössische Mundartdichtung nicht mehr bestimmen, ungeachtet dessen, daß sich in der Mundartdichtung nicht jene Entwicklung vollzogen hat, die für die schriftsprachliche Dichtung nachzuweisen ist.

Daß die gegenwärtige und künftige Mundartdichtung vielerlei Vorbehalte und tradierte Voreingenommenheiten zu überwinden hat, liegt bei der Massierung dieser



Rothenburg ob der Tauber am Koboldzeller Tor
Aufn.: Wolfram Staudacher Technik: Solarisation

Widerstände gerade gegenüber der zeitgenössischen Mundartdichtung auf der Hand. Zu diesen Widerständen zählt nicht zuletzt auch eine sich gegenüber der Mundart weithin elitär gebende schriftsprachliche Kritik (was ihr angesichts der lange Zeit herrschenden Situation in der Mundartdichtung gar nicht zu verübeln ist).

Mundartdichtung unterliegt weithin der Gleichsetzung mit Volkspoesie und der Charakterisierung als „natürliche Dichtkunst“ gegenüber der „künstlichen“ weil „gemachten“ hochsprachlichen Dichtung. Abgesehen davon, daß sich die Frage stellt, ob nicht jede Art von Dichtung (gleich in welcher Sprache) die Charakterisierung „künstlich“ verdient, zeigt sich, daß oft gerade in jenen Dichtungen in Mundart, für die Begriffe wie „Natürlichkeit“ und „Ursprünglichkeit“ in Anspruch genommen werden, sprachlicher und gesellschaftlicher Realismus gänzlich fehlen. Die Tatsache, daß eine Dichtung in Mundart verfaßt wurde, rechtfertigt für sich allein Charakterisierungen dieser Art jedenfalls auch dann nicht, wenn die Mundart als „natürliche“ und „ursprüngliche“ Sprache angesehen wird. (Fortsetzung folgt)

Wilhelm Staudacher, 8803 Rothenburg o. d. T., Pürckhauerstr. 9, Telefon 09861/643



P. Dionysius Linder
auf einem zeitgenössischen Stich

A. Kolb

Das Naturkunde-Museum Bamberg (Lindersche Stiftung)

Im Jahre 1973 konnte das Naturkunde-Museum Bamberg sein 170-jähriges Bestehen feiern. 1803 kam der Benediktiner-Pater Dionysius Linder von Banz nach Bamberg, legte die Grundlagen zu dem heutigen Museum und errichtete zu dessen Gunsten eine wohldotierte Stiftung. Das Museum ist nicht nur das älteste Bambergs, sondern in seiner Art wohl auch der Bundesrepublik. Seine Wurzeln reichen jedoch weiter zurück.

Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, ein sehr geistreicher und reger Mann, gründete bereits 1790 ein Naturalienkabinett. In dem 1706-08 errichteten Verbindungsflügel in der Jesuitenstraße ließ er 1791-93 einen großen Ausstellungssaal im frühklassizistischen Stil herstellen und 1793-95 einrichten. Bronzierte Büsten großer Naturforscher, Urnen und Genien, hergestellt von dem Bildhauer Mutschele, schmückten die Wandschränke dieses vornehmen, ganz in weiß gehaltenen Saales, der bis zum heutigen Tag unverändert erhalten blieb, obwohl nach der Vertreibung der Franzosen aus Franken (1796) der Saal zur Herstellung von Säcken für die österreichischen Truppen benutzt wurde.

Den Grundstock des heutigen Museums legte jedoch der bereits erwähnte Benediktinerpater Dionysius Linder, ein gebürtiger Bamberger. Als Nachfolger von Johann Baptist Roppelt, der die bedeutenden Sammlungen in Kloster Banz erheblich erweitert hatte, im Jahre 1794 aber auf einen Lehrstuhl nach Bamberg gerufen wurde, trat Linder in Banz dessen Nachfolge an. Anfänglich besaß er nicht die weitreichenden Fachkenntnisse seines Vorgängers, des durch die verworrene Situation im Kloster z. Z. der Aufklärung zum Gegner gewordenen Mitbruders. Doch Linder widmete sich mit aller Energie seiner neuen Aufgabe, verwandte jeden Pfennig, den er erübrigen konnte und die ihm die nebenbei ausgeübte angesehene Stellung als Keller- und Gastmeister einbrachte, zu Ergänzungs- und Neuanschaffungen. Er arbeitete sich so schnell und gründlich in seine neue Aufgabe ein, daß er auch bei Neugründungen zu Rate gezogen wurde. Der Klostersturm der Jahre 1902/3 setzte jedoch dem Klosterleben und dem Banzer Naturalienkabinett ein Ende. Der geschlossenen Überführung des Banzer Naturalienkabinetts nach Bamberg und der dortigen Weiterführung als Staatseigentum trat Linder mit persönlichen Eigentumsansprüchen entgegen, wodurch erhebliche Teile des Kabinetts in sein Eigentum übergingen. Nach mehreren Kontroversen mit der kurfürstlichen Bayerischen Landesdirektion und nachdem Linder sogar den Schutz des

Wie Celtis für Nürnberg zu einem getreuen Chronisten der Zeit und des detaillierten Lebens im *Zentrum Europas*, als das er die Stadt sah, wurde, so gedieh er zu jenem agens in der Geschichte von Universität und Kaiserstadt an der Donau, die durch die Epoche zwischen Reformation und Gegenreformation bestimmt, ohne diesen fränkischen Beitrag eine ihrer charakteristischsten Prägungen entbehrte.

Benützte und empfohlene Literatur:

Friedr. v. Bezold: C. C., der deutsche Erzhumanist (Darmstadt 1959, Nachdruck aus Hist. Ztschr. 49. Bd. (NF. 13 Bd.), München 1883, 1-45 und 193-228).

Michael Seidlmayer: K. C. In: Unbek. Bayern, Bd. 7 (München 1962) 128 ff.

Gerda Koller: K. C. In: Tausend Jahre Österreich Bd. 1. Hrsg. W. Pollak (Wien-München 1973) 142 ff.

Heinz Zirnbauer: C. C. In: Fränk. Klassiker, Hrsg. W. Buhl (Nürnberg 1971) 195 ff.

Erich Mende, Johann-Strauß-Str. 49, 8011 Neubaldham

Wilhelm Staudacher

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung

(Schluß von Heft 1/1977, S. 9-11)

Die Romantisierung der Mundart als Grundlage einer volkssprachlichen Dichtung im tradierten Sinn von Volkspoesie stand den Möglichkeiten der Mundart für eine kritische, gegenwartsbezogene und realistische Dichtung entgegen.

Freilich gibt es auch Beispiele für literarisch bedeutsame Mundartdichtungen, im Bereich der oberdeutschen Mundarten vor allem im Bairischen; sie aber blieben auf Einzelpersonlichkeiten beschränkt, ohne daß es gelungen wäre, die allgemeine Meinung von und über Mundartdichtung nachhaltig zu beeinflussen und zu verändern.

Verantwortlich für die Behinderung einer Weiterentwicklung der Mundartdichtung zu einer sprach- und gesellschaftsrealistischen Dichtung ist unter anderem auch das entscheidende Mißverständnis, Mundart und Mundartdichtung seien gleichzusetzen mit Provinzialismus. Es wurde gesagt, der Kampf um regionale oder überregionale Bedeutung eines Mundartautors könne nicht stattfinden, weil sich nicht auf jeder Sprachstufe alles denken und sagen lasse. Und es wurde behauptet, die typische Einstellung des Provinzlers erkenne den experimentellen Literaten nur dann an, wenn er sich im Mundartmetier ausgewiesen habe. Resümiert wurde, die Grenzen der Sprache des Provinzlers seien auch die Grenzen seiner Welt. — Als ob Mundart qualifizierbar sei als typisches Medium des Provinziellen!

Auch wenn nicht zu leugnen ist, daß sich in Mundart nicht alles denken und sagen läßt, muß zugestanden werden, daß dasselbe auch für die Umgangssprache und für die Schriftsprache gilt. So wie die Schriftsprache der Mundart manches voraus hat, so hat auch die Mundart der Schriftsprache durch ihre eigengesetzliche und eigensprachliche Wirklichkeit einiges voraus. Daß eine regional wirksame Mundart nur von einem kleineren Kreis von Menschen gesprochen wird als die Schriftsprache, ändert nichts daran, daß Mundart sprachliches Medium ist. Entscheidend ist, ob und daß etwas in Mundart sagbar ist. Das aber ist angesichts der sprachlichen Qualitäten der Mundart, angesichts der Vielzahl der mundartsprachenden Menschen und angesichts der sozialen Wirklichkeit dieser Menschen nicht wenig. An diesen Fakten ändert sich auch nichts, wenn gegen Mundart und Mundartdichtung provokant und abwertend polemisiert wird.

Hier ergibt sich auf fatale Weise eine recht eigenartige Beobachtung. Der die Mundart als provinziell und nicht-literaturfähig Ablehnende trifft sich mit seiner Argumentation mit dem typischen Provinzler, der von dem in Mundart Schreibenden fordert, er müsse sich mit

seiner Mundart thematisch im engen räumlichen Bereich aufhalten, in dem die Mundart gesprochen wird, und dürfe Fragen, die außerhalb dieses Bereiches liegen, nicht aufgreifen. Beide übersehen, jeder aus anderen Gründen, daß die Mundart eine lebendige Sprache ist, die keine anderen Grenzen hat als die ihrer Eigengesetzlichkeit. Hier scheidet die Reflexion über die Möglichkeiten der Mundartdichtung einerseits an Voreingenommenheit, andererseits an Traditionalismus. Denn vom einen wird die Mundart mit Provinz und Provinzialismus gleichgesetzt, vom anderen wird sie als mediales Monopol eines engen räumlichen Bereichs mißbraucht. Beide tun der Sprache „Mundart“ unrecht. Schließlich ist, wer Mundart spricht, nicht unbedingt provinziell, und wer Schriftsprache spricht, nicht unbedingt unprovinziell. Die Gleichsetzung von Mundart mit Provinz und provinziellem Verhalten und die Folgerung, die Grenze der Sprache des Provinzlers, nämlich die Grenze seiner Mundart, sei auch die Grenze seiner Welt, ist im Ansatz unrichtig und in ihrer Simplifizierung ohne Logik.

Mundart als Sprache und damit als Teil der kulturellen Wirklichkeit hat nichts gemein mit einer Art des gesellschaftlichen Verhaltens. Schon gleich gar nicht kann die Mundart beschuldigt werden, Nährboden der Provinz und ihres typischen Verhaltens zu sein. Daß Mundart oft gerade von Provinzleren als Kennmarke vorgezeigt wird, berechtigt nicht zu der Folgerung, Mundart sei die Sprache des Provinziellen. Sicher ist die Mundart in der Vergangenheit in dieses Getto gedrängt worden, was philologischen Intellektualismus und einen großen Teil der Literaturkritik zu der Anschauung brachte, Mundart sei synonym mit Provinzialismus. Das aber ist eine Denkverkürzung, die bei genügender Reflexion niemals hätte stattfinden dürfen.

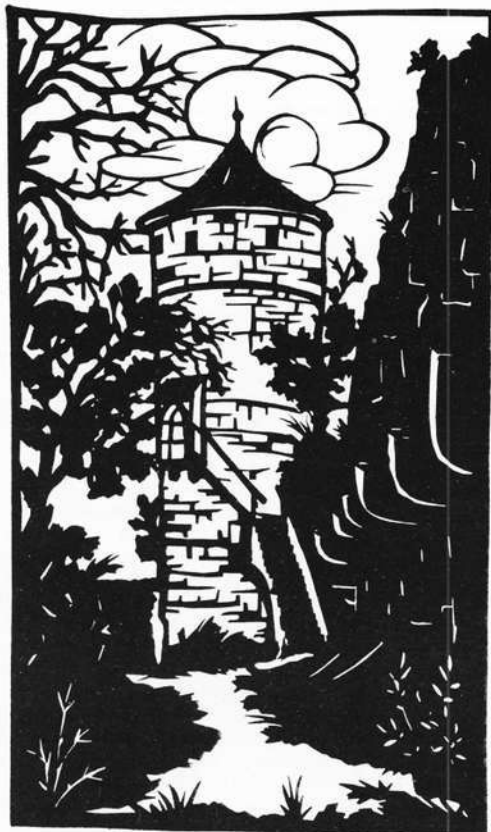
Die Situation der Mundartdichtung und des in Mundart Schreibenden ist unter solchen Vorzeichen vertrackt. Mit seiner Sprache sieht sich der Schreibende einer Antihaltung ausgesetzt, die ihn als provinziell abqualifiziert, auch wenn er sich thematisch Ungelöstem zuwendet, wenn er gegenwarts- und zukunftsorientiert Fragwürdigkeiten des Lebens aufzeigt, entgegen fest eingerastetem Traditionalismus das Bewußtsein um das Nichtselbstverständliche fördert und das Angepaßte und Etablierte in Frage stellt, kurzum: auch wenn er sich, nicht selten aus Ungenügen an der Provinz, entgegen dem, was ihm infolge mangelnder Reflexion unterstellt wird, sprachlich, thematisch und formal alles andere als provinziell verhält.

Traditionell kleinkariertes Denken kocht eben auf speziellen Feuerchen spezielle Süppchen. Es nimmt, weil es ihm nicht in den Kram paßt, nicht zur Kenntnis, daß es von Haus aus nicht die Aufgabe des Mundartautors ist, sich mit solchen Ärgernissen herumzuschlagen. Es negiert, daß Mundart für ihn in erster Linie Sprache und damit Medium ist, zu sagen, was zu sagen ist. Die spekulative und unreflektierte Gleichsetzung von Mundart mit gesellschaftlichem Verhalten und damit die Fortführung gewohnter Denkkliches führt nicht zu der an sich notwendigen Analyse des Problems.

Die Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung und zugleich auch ihre Probleme sind damit im wesentlichen aufgezeigt. Sie hat es nicht nur mit der Sprache Mundart zu tun, was ihre primäre Aufgabe ist, sondern sie hat sich weiterhin auch mit jenen Voreingenommenheiten auseinanderzusetzen, die ihr aus einander entgegengesetzten Richtungen begegnen. Um so schwieriger, aber auch um so interessanter ist die Arbeit des zeitgenössischen Mundartautors. Hinzu kommt, daß er wenig Möglichkeiten hat, Positionen aufzusuchen, an die er im Sinn einer literarischen Entwicklung anknüpfen könnte. Er ist sich in gewisser Weise selbst sein eigener Vorgänger.

Er findet keine stilistisch gleichorientierte Phalanx von Mundartautoren vor, in die er sich einordnen könnte. Er ist für sich zu stilistischer, thematischer und sprachlicher Originalität aufgefordert. Und er sieht sich einer gesellschaftlichen und sozialen Wirklichkeit gegenüber, aus deren Lebensbereich heraus und mit deren Sprache er in sie hineinwirken kann, wenn er bereit ist, nach anerkannten literarischen Kriterien zu verfahren. Das ist seine Chance. Das setzt aber auch die Distanzierung von den spätromantischen Rezepturen für Mundartpoesie voraus und erfordert die Reflexion über die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Bodenständigkeit und Gewachsenheit der Mundart, Naturhaftigkeit und Ursprünglichkeit können für den zeitgenössischen Mundartautor nicht Gleichwertigkeitssymbole für das Heimatliche und Idyllische mehr sein. Das Heimatliche, das romantisierend für das Gute und Schöne, für das Bodenständige und Erdhafte stand, ist keine Idylle mehr, sofern es überhaupt jemals eine Idylle gewesen sein sollte. Es ist den Fragwürdigkeiten des Lebens ausgesetzt, es steht im ständigen Für und Wider des Alltags, es ist Ruhepunkt und Auseinandersetzung und es ist vor allem auch das Mißvergnügen an jener Behaglichkeit, die gern die Beine unter den Tisch streckt und die Welt Welt sein läßt. Das Heimatliche, so verstanden, findet in der Mundart eine sprachlich realistische Entsprechung.



Nach einem Scherenschnitt von Alice Staudacher-Voit

Die Unverfälschtheit der Mundart, von Spätromantikern als Garantie für die Übereinstimmung mit der Seele des Volkes deklariert, gerät zur Falschheit und Unglaubwürdigkeit, wenn sie soziale Not in freundliche Idylle verkehrt und nicht als das, was sie ist, als soziale Not kennzeichnet. Die „fröhliche Armut“, oft genug als Genrebildchen des einfachen Lebens dargestellt und beschrieben, verbirgt hinter der

Drei Oesterglocke

Drei Oesterglocke
als Licht von der
gejche d' Noocht.

Drei Oesterglocke
aui'n Gaste,
aui'n Gloodhain:
i' wecht uix aui'.

Drei Oesterglocke
für d' Seel,
dass uitaubbe Kai
aui'n Grund
und dass Licht uir he vuer's.

Jenn es hangt die Wend uuel
uix Schake.

Drei Oesterglocke
als Licht von der
gejche d' Noocht.

W. W. W. W.

freundlichen Fassade fast stets die unausgesprochenen Nöte sozial deklassierter Menschen.

Dasselbe gilt für die Ernsthaftigkeit des Umgangs mit Mundart. Beschönigungen, die den mundartlichen Sprachschatz dezimieren, können schwerlich die Forderung nach Ernsthaftigkeit erfüllen. Wo von Mundartsprechern einer bestimmten sozialen Schicht in eindeutiger Weise grob und platt gesprochen wird, hilft das Verschönen auch literarisch nicht zu einer Aufwertung, abgesehen davon, daß „grobe“ Mundartausdrücke oft nur dem Milieuentfernten als grob erscheinen. Die Distanzierung spätoromantischer Mundartdichter von realistischer Sprech- und Ausdrucksweise in der Mundart kann für den zeitgenössischen Mundartautor kein Maßstab für seine Arbeit sein, wenn er sich nicht den Vorwurf der Verfälschung oder zumindest den der Beschönigung der Sprache zuziehen will. Der Wille der Spätromantiker, grobe und platte Ausdrucksweisen zu vermeiden, war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß eine Reihe von ihnen, geübt im Witz- und Anekdotchenerzählen, um des lauten Beifalls willen nicht auf Drastik und Eindeutigkeit verzichtet hatte und daß ihnen die Vordergründigkeit dieses Spiels mit der Mundart mit der Zeit nicht mehr ernsthaft genug schien. Die folgende ideologische Fixierung der Mundart und ihre Erhöhung über das vermeintlich Banale und Grobe führte zur Entfernung von der Wirklichkeit der Sprache.

Und was will schließlich für den zeitgenössischen Autor noch die Forderung nach lokaler Genauigkeit der Mundart? So apodiktisch formuliert, scheint diese Forderung zunächst einleuchtend zu sein. Sie wird aber meist in Verbindung mit der Forderung erhoben, Mundartdichtung müsse sich stofflich eng lokalisieren. Solche Maximen mögen zu einer Zeit ihre Berechtigung gehabt haben, als die Mundart noch wenig Veränderungen unterworfen war. Abgesehen davon, daß ein Mundartautor in der Regel in jener Mundart schreibt, mit der er aufgewachsen ist, kann über die Tatsache nicht hinweggesehen werden, daß die Mundart gerade in den letzten Jahrzehnten gravierenden Veränderungen unterworfen war und daß sich diese Veränderungen weiterhin vollziehen werden. Angesichts der mehr und mehr sich herausbildenden Regionalmundarten, in denen die Ortsmundarten mit ihren typischen Eigenheiten immer mehr aufgehen, kann die Forderung nach genauer Lokalisierbarkeit auf die Dauer kaum aufrechterhalten werden. Viel mehr kommt es auf die Erneuerungskraft der Mundart an, die aus dem vorhandenen Wortschatz und aus den neuen und veränderten Lebenswirklichkeiten schöpft. Die exakte Differenzierung, ob die Mundart in dem einen oder in einem nur ein paar Kilometer entfernt liegenden Dorf gesprochen wird, hat unter diesem Gesichtspunkt nur eine für den Eingeweihten kulinarische Bedeutung. Für die zeitgenössische und für die künftige Mundartdichtung kann die Forderung nach örtlicher Richtigkeit der Mundart wohl kaum mehr das an erster Stelle zu erhebende literarische Kriterium sein.

Damit hängt auch zusammen, daß das bewahrende und erhaltende Moment, das seither weitverbreitet als Motivation und Aufgabe der Mundartdichtung angesehen wurde, nicht mit Konsequenz weiterhin gefordert werden kann: Die Veränderung der Lebenssituation dokumentiert sich in den Äußerungen der Mundart. Was aus der Wirklichkeit dieses Lebens verlorengeht, was Veränderungen unterworfen ist und was durch Neues ersetzt wird, kann nachhaltig durch die Mundart nicht konserviert werden, es sei denn, die Mundart würde als Museum von Wörtern angesehen und aus der Aktualität der Gegenwart und der Zukunft herausgebrochen. Die Sehnsucht nach Vergangenen und das Heimweh nach der Jugendzeit, für sich legitime Lebensäußerungen, verstellen zu leicht den Blick für die Wirklichkeit. Mundartdichtung, die sich in solchen sentimentalischen Bereichen erschöpft, läßt die Zeitgenossenschaft mit verbundenen Augen vorüberziehen. Erinnerung kann nicht nur nachtrauernd zurückgewandt sein auf das Gestrige und Vorgestrige; sie muß mit kritischer Bereitschaft vor allem auch der Gegenwart gelten. Ihre Sache ist es, welcher Mittel sie sich dabei bedient, und hier kann Erinnerung Wesentlicheres bewirken als wenn ihr nur eine sentimentalische Funktion zugestanden wird.

Die traditionell rückwärts gewandte Grundhaltung des überwiegenden Teils der Mundartdichtung kann nur durch die Abkehr von den zeitabgewandten Verklammerungen mit der spätoromantischen Auffassung von Volkspoesie und Volksdichtung überwunden

werden. Eine Reihe erfolgreicher Ansätze dazu ist gerade in den letzten Jahren zu verzeichnen, ohne daß jedoch gesagt werden könnte, die zeitgenössische Mundartdichtung habe den Anschluß an die schriftsprachliche literarische Entwicklung schon voll hergestellt. Modische Tendenzen der Gegenwart, die eine zunehmende Aufgeschlossenheit gegenüber der Mundartdichtung vermuten lassen, werden an ihrer Nachhaltigkeit zu erproben sein. Dabei muß es sich erweisen, ob der Anschein des Kulinarischen und das Interesse für das in gewisser Weise Exotische der Mundart zurückgedrängt werden kann zu Gunsten einer an sich notwendigen und auf Dauer angelegten Beschäftigung mit der Mundart und ihren literarischen Möglichkeiten.

Hier stellt sich die Frage nach den stilistischen Freiheiten und Formen der Mundartdichtung. Wer ihre literarischen Bedingungen unter den Gesichtspunkten des Herkommens und des bisherigen Brauchs sieht, wird ihr die Chancen zu schöpferischer Entfaltung beschneiden. Maßstäbe der Konventionalität hemmen die Kreativität. Wäre denn ernsthaft zu fragen, was gegen die Erprobung surrealistischer oder naturalistischer Stilelemente einzuwenden ist? Oder was wäre zu sagen gegen eine impressionistische oder expressionistische Stilrichtung in der Mundartdichtung?

Ohne Zweifel bietet der Realismus für die Mundartdichtung der Gegenwart eine unübersehbare Chance. Die soziale und gesellschaftliche Situation vieler Menschen, deren primäres Ausdrucksmittel die Mundart ist, läßt sich gerade durch die Mundartdichtung zu voller literarischer Identität von Sprache und Wirklichkeit bringen.

In der Überwindung der Voreingenommenheiten gegenüber der Mundart liegen die Probleme und im Suchen, Auffinden und Erfassen der Identität von Mundart und Lebenswirklichkeit die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Als Rundfunksendung am 20. Dezember 1975 im Hörfunkprogramm des Südfunks 1 ausgestrahlt.

Wilhelm Staudacher, 8803 Rothenburg o. d. T., Pürckhauerstr. 9, Telefon 09861/643

Würzburg: Im Mainfränkischen Museum Würzburg ist jetzt für die Dauer der Restaurierungsarbeiten in der gotischen Wallfahrtskirche „Maria im Weingarten“ bei Volkach auf ein halbes Jahr Tilman Riemenschneiders berühmte Rosenkranz-Madonna aus dieser Kirche ausgestellt. Der Diebstahl und die spektakuläre Wiederbeschaffung des vielbewunderten und volkstümlichen Meisterwerks der von musizierenden Engeln umschwebten Marienstatue hatte bekanntlich 1962 lange Zeit Schlagzeilen geliefert.

Foto: Ohmayer, Rothenburg o. d. T.



„Coburger Glaspreis 1977“

Für hervorragende zeitgenössische Arbeiten / Künstler aus West- und Osteuropa sind eingeladen / Höchstdotierter Wettbewerb

Mit dem „Coburger Glaspreis 1977“ haben die Stadt Coburg und die Coburger Landesstiftung einen der höchstdotierten Kunstpreise in der Bundesrepublik gestiftet. Die bereits über 3500 Objekte umfassende Sammlung hat längst europäische Bedeutung und weiß sich der modernen Glaskunst besonders verpflichtet. Das unterstreichen die bis jetzt ausgesetzten Preise für richtungsweisende Arbeiten in einer Gesamthöhe von 35000.— DM. Unser Bild: eine Glasplastik von Prof. Rene Roubicek, Prag, in der modernen Abteilung der Glassammlung auf der Veste Coburg.

Foto: Fremdenverkehrsverband Franken e. V.
— Uwe Mannshardt —



Mit dem „Coburger Glaspreis 1977“ wurde einer der höchstdotierten Kunstpreise innerhalb der Bundesrepublik Deutschland ins Leben gerufen. Ausgeschrieben vom Rat der Stadt Coburg und der Coburger Landesstiftung, stellt er die erste Initiative zur Förderung der frei gestalteten modernen Glaskunst in Europa dar. Schon im Sommer dieses Jahres werden die Kunstsammlungen der Veste Coburg, auf deren Anregung der Wettbewerb zurückgeht, ihre damit verbundene Ausstellung eröffnen. Sie zeigen so erneut eine glückliche Hand bei der Erfüllung der Aufgabe, der sich heute jedes Museum verpflichtet wissen sollte: Geist und Kultur der Vergangenheit nicht nur zu bewahren, sondern sie auch für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen.

Wie das konkret zu verwirklichen ist, dokumentierten die Kunstsammlungen bereits voriges Jahr mit ihrer großen Jubiläumsausstellung „Meisterwerke europäischer Graphik“. Das 200jährige Bestehen ihres Kupferstichkabinetts war ihnen damals der Anlaß zu einer glanzvollen Präsentation, die weltweite Beachtung fand. Stützte sich jenes Ereignis auf eine 300.000 Blatt umfassende Sammlung mit vielen Pretiosen der Druckgraphik, so ist auch der „Coburger Glaspreis“ sachlich und historisch legitimiert. Er hat hier seinen wohl selbstverständlichen Quellort.

Die Glassammlung auf der Veste zählt nämlich heute zu den bedeutendsten Spezialsammlungen des Kontinents. Trotz der Kriegsverluste vereinigt sie wieder über 3500 Objekte mit vier deutlichen Schwerpunkten: Die auf deutschem Boden einmalig große Gruppe von 650 venezianischen Gläsern und Gläsern Façon de Venise (15. - 18. Jh.) — eine Gruppe von etwa 230 deutschen Emailgläsern (16. - 18. Jh.) — rund 350 Gläser mit Schnittdekor der Barockzeit und an die 400 Objekte europäischer Gläser des 20. Jahrhunderts. Abgerundet wird das durch eine reichhaltige Kollektion von Gläsern des 19. Jahrhunderts und des Jugendstils sowie durch kostbare Einzelstücke. Besonders stolz ist Coburg auf das früheste Stück seiner Sammlung, ein Hedwigsglas, das vermutlich aus dem islamischen Bereich (10./11. Jh.) stammt. Bei den Beständen handelt es sich überwiegend um Zeugnisse europäischer Hütten, deren Schaffen vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart ablesbar ist. Angelegt wurde diese Sammlung durch Herzog Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha (1844 - 1900), einem Sohn der englischen Königin Viktoria und ihres Prinzgemahls Albert. Künstlerischer Berater war ein Engländer: Sir Wollaston Franks aus London. Der letzte Herzog überließ die von seinen Vorfahren zusammengetragenen Kunstschatze nach dem 1. Weltkrieg der Coburger Landesstiftung, die jetzt durch die Auslobung des